



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sinn gebracht durch sie, die er gegen all die wohlberechtigten Angriffe in Schutz nahm. Wann sollte sie ihm das alles vergelten können?

Du entschuldigst gewiß, sagte Hans, der neben ihr stehen geblieben war, daß wir so mir nichts dir nichts ohne dich geküßt haben. Aber Fritz mußte weg. Er hat schon lange ein Auge auf die beiden Pferde drüben und will sie sich nicht wegschnappen lassen. Mamselling hat aber auf dich gewartet, damit du nicht so mutterseelenallein da sitzen mußt. Ich rufe sie dir.

Aber Mamselling kam schon mit dem Kaffee, und Hans empfahl sich eilig. Er war offenbar froh, hinauszukommen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Allmacht der Technik und die Ohnmacht der Politik. Die Feier an den holsteinischen Gestaden bedeutet einen neuen Triumph der Technik: durch eines der staunenswertesten Werke, das Menschengest und Menschenhände geschaffen haben, in wenigen Jahren geschaffen haben, ist das Verkehrshindernis, das sich in der Gestalt der dänischen Halbinsel zwischen Ost- und Nordsee einschleibt, beseitigt worden. Was ist unsrer Technik noch unmöglich? Nichts, was das Menschenherz an körperlichen Leistungen wünschen kann, die Wünsche müßten sich denn ins Phantastische verlieren. Keine Last ist ihr zu schwer, und kein Hindernis, sei es Fels oder Meer, vermag ihren Schritt aufzuhalten; alle Schätze der praktisch unerschöpflichen Erde hebt sie mit spielender Leichtigkeit, giebt ihnen im Nu tausend verschiedene Formen, in denen sie dem Menschen angenehm und nützlich werden können, und befördert sie binnen wenigen Stunden oder Tagen an jeden beliebigen Ort der Erdoberfläche, wo man ihrer bedarf. Will sie aber der Mensch zur Zerstörung verwenden, so leistet sie womöglich noch staunenswerteres; hätte ein böser Dämon den Regierungen eingegeben, von der in Kiel versammelten europäischen Kriegsflotte den Gebrauch zu machen, für den sie eigentlich bestimmt ist, so könnten in wenigen Stunden viel tausend Menschen und eine Milliarde an Wert in Gase und Trümmer aufgelöst werden. Die ohnehin kaum ausdenkbare Stärke und Aktionsfähigkeit der Kriegsmacht des Deutschen Reichs hat der Kanal vollendet.

Man sollte nun meinen, damit müßte das wunschlose goldne Zeitalter angebrochen sein. Wie wenig das jedoch der Fall ist, sieht jedermann nur allzu klar. Gerade an der Stelle versagt der Menschenwitz, wo er am nötigsten wäre, wo es sich darum handelt, mit den Wundern, die er geschaffen hat, die Menschen zu beglücken. Geht es ihm doch meistens mit seinen eignen staunenswerten Leistungen wie den Philistern mit der Bundeslade: sie wußten nichts damit anzufangen und hatten statt des Segens nur Plage davon. Während der Fortschritt der Verkehrstechnik in glänzenden Festlichkeiten gefeiert wird, verwünschen ihn Millionen in ihren Herzen, und streben die meisten Kulturvölker, wenigstens ihre einflußreichsten Kreise, darnach, sich mit den chinesischen Mauern unübersteig-

Grenzboten II 1895

79

licher Zollschranken aufs neue gegen einander abzuschließen. Jeder Fortschritt der Waffen- und Schiffstechnik aber zwingt die Völker, sich um der Landesverteidigung willen neue Lasten aufzubürden. Wegen der Verteidigung des Vaterlandes gegen wen? Da steht eines der verzwicktesten Rätsel unsrer Zeit. Ist es doch ein handgreiflicher Widerspruch, wenn die Versammlung einer furchtbaren Kriegsstotte als eine Friedensbürgschaft gepriesen wird. Nicht je kriegerischer, sondern je unkriegsrischer die Völker sind, desto mehr ist der Frieden gesichert. Das Wort: *Si vis pacem, para bellum* gilt nur unter der Voraussetzung, daß Mächte vorhanden sind, deren zur Schau getragene Friedlichkeit unecht ist, die den Frieden brechen wollen und nur durch die überlegene Kriegsmacht der andern daran gehindert werden können.

Die Politik ist das Gebiet, auf dem der Widerspruch zwischen der Allmacht moderner Technik und der Unfähigkeit der Menschen, sie zu ihrer eignen Beglückung zu gebrauchen, am auffälligsten zur Erscheinung kommt. Die Unbehaglichkeit, die jener Widerspruch erzeugt, wird zum giftigen Haß der Parteien gegen einander, der sich anderwärts nur darum nicht so lebhaft äußert wie am 19. Juni in der italienischen Kammer, weil man nördlich von den Alpen nicht leicht die Selbstbeherrschung so vollständig verliert. Indem jede der vielen Parteien etwas anderes will, die meisten aber gar nicht einmal recht wissen, was sie eigentlich wollen oder zum eignen Besten wollen müßten, demnach die Staatsmaschine gerade in den Sachen, die einem jeden am meisten am Herzen liegen, zur Unthätigkeit verurteilt bleibt, der Mensch aber doch ohne Kraftäußerung nicht leben kann, so bleibt dem *homo politicus* unsrer Tage gewöhnlich nichts übrig, als seine Gegner zu hassen und auf sie zu schimpfen. Am schönsten hat sich soeben, gleichzeitig mit unsern Kanalfestlichkeiten, diese klägliche Lage der Dinge in Österreich offenbart. Während sich unsre reichsdeutschen Staatsweisen seit Jahren darüber die Köpfe zerbrechen, wie man am besten die Vertreter des vierten Standes aus dem Reichstage hinausbringen könne, fand der Graf Taaffe, dem auch seine ärgsten Feinde weder Arbeiterfreundlichkeit, noch Sozialismus, noch Sentimentalität oder ähnliche staatsgefährliche Laster nachsagen können, im Herbst 1893 auf einmal, daß es ohne Vertretung der ärmern Volksmassen nicht länger gehe, und legte seinen berühmten Wahlreformentwurf vor. Er hatte in seinem Parlament alles, was sich ein staatsverhaltendes Herz nur wünschen kann: nichts als Großgrundbesitz, Klerus und Großbürgertum, und dennoch fand er: es gehe so nicht weiter. Der Schreck der herrschenden Klassen über das Gespenst einer Proletariervertretung wirkte so gewaltig und plötzlich, daß Taaffe hinausflog, die „Judenliberalen“ aber den Feudalklerikalen in die Arme fielen. Daß die Polen die dritten im Bunde sein mußten, verstand sich von selbst, weil sie in Österreich stets bei der Regierung sind. Nun war das zwar ein sehr rührender Moment, aber die Folge davon war, daß sich keiner der hohen Koalirten mehr rühren konnte. Selbst abgesehen von dem Gegensatz der Rationalitäten hätten Deutschliberale und Feudalklerikale nimmermehr an einem Strange ziehen können, und mit ihrer einzigen gemeinsamen Aufgabe, Verschleppung der Wahlreform, auch nur anderthalb Jahre auszufüllen, war schon schwierig genug. Endlich ging es nicht mehr, und man muß es den Deutschliberalen lassen, daß sie sich zum Schluß noch geschickt genug benommen haben, indem sie die 1500 Gulden für eine slowenische Gymnasialklasse in Cilli dazu benutzten, sich einen anständigen Abgang zu verschaffen. Von dem „Beamtenministerium“, dessen sich Cisleithanien jetzt erfreut, ist nur noch ein Schritt bis zur reinen, absolut regierenden Bürokratie, bei der die Stadt Wien nach der verunglückten Bürgermeisterwahl bereits

angelangt ist, und so könnte denn der alte Metternich, wenn er noch einmal lebendig würde, die Geschäfte ohne Anstand wieder übernehmen. Was wollt ihr denn, wird man uns entgegen, hat Metternich seine Sache nicht ganz gut gemacht? O gewiß! sind wir doch allesamt bescheiden und anspruchslos genug geworden, das anzuerkennen.

In den Ozean schiff't mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Aber die Bescheidenheit allein thut's nicht; es fragt sich, ob es heute noch geht ganz ohne Volksvertretung; namentlich die Geldleute sind manchmal so komisch, sie halten die Papiere für sicherer, wenn eine Volksvertretung die Anleihen bewilligt hat.

So wissen sich also die Parlamente keinen Rat, und die Regierungen wissen sich auch keinen, weder mit noch ohne Parlament, weder mit dieser noch mit jener Art von Volksvertretung. Wie könnte das auch anders sein? Nicht einem Schiff ist der moderne Großstaat vergleichbar, sondern einer Flotte, die keinen Kurs haben kann, weil jedes ihrer Schiffe seinen eignen Kurs steuert. Die äußere Einheit wird ja — wiederum dank der Technik — heut vollkommener aufrecht erhalten als in irgend einer frühern Zeit, die innere aber durch die rücksichtslose und kurz-sichtige Interessenpolitik der Parteien aufgelöst. Sollte wieder ein Kurs möglich werden, so müßte ein Ziel auftauchen, für das die große Mehrheit der Volksgenossen gewonnen werden könnte. Mit Ausnahme Englands, das trotz mancher innern Misere seine Weltmachtpolitik unter dem Beifall aller seiner Söhne ruhig weiter verfolgt, ist ein solches in keinem andern der europäischen Staaten vorhanden. Aus folgendem Satze der Hamburger Kaiserrede freilich könnte man eines herauswickeln: „Die erzgepanzerte Macht, die auf dem Kieler Hafen versammelt ist, soll das Sinnbild des Friedens sein, des Zusammenwirkens aller europäischen Kulturvölker zur Hochhaltung und Aufrechterhaltung der europäischen Kulturmission.“

Um's liebe Brot. Zu diesem Aufsatz im vorigen Hefte macht einer unsrer Mitarbeiter noch folgende Bemerkungen. Mit Ausnahme der Bäcker würde selbstverständlich jedermann eine reinlichere Brotbereitung in Großbetrieben vorziehen, und solche würden wir schon in größerer Anzahl haben, wenn wir Riesenkonsumtengenossenschaften hätten wie die englischen Arbeiter. Dazu können es wir Deutschen, die wir in allen Dingen unter der Vormundschaft der Staatsbehörden stehen, nicht bringen, und der Verfasser steuert ja auch nicht auf Arbeiterkonsumvereine, sondern auf landwirtschaftliche Genossenschaften los, die bewirken sollen, daß die Verminderung der Herstellungskosten des Brotes in Gestalt einer Erhöhung des Getreidepreises den Grundbesitzern zu gute komme. Da ist nun zunächst einzuwenden, daß diese Absicht dem vom Verfasser an die Spitze gestellten Grundsatz widerspricht, wonach von jeder möglichen Zeit, oder was daselbe ist, Arbeits- und Kostenersparnis auch wirklich Gebrauch gemacht werden muß. Dieser Grundsatz versteht sich von selbst, wenn man mit Adam Smith, den Manchesterleuten und den Sozialdemokraten die reichliche Versorgung mit Gütern für die einzige Aufgabe der Gesellschaft ansieht. Nach diesem Grundsatz hat es keinen Sinn, teuern schlesischen Weizen zu kaufen, wenn man billigen amerikanischen haben kann (billig ist er dort, weil er auf billigem Boden ohne Düngung mit Maschinen gebaut wird). Von diesem Standpunkte aus wird in einem französischen Werke geurteilt: Das Getreide durch Schutz Zoll um 25 Prozent verteuern, das ist genau daselbe, wie

wenn man den vierten Teil des vaterländischen Fruchtbodens mit Steinen verschüttete. Schränkt man aber den an sich richtigen Grundsatz, daß die Güter so stark wie möglich vermehrt und dadurch billig gemacht werden müssen, durch die Rücksicht auf die vaterländischen Produzenten ein, zu denen auch der Händler gehört, so weit er nötig ist (ohne Handel ist der schlesische Weizen für die Berliner so wenig vorhanden wie der amerikanische), dann verdienen die Bäcker und die Händler dieselbe Rücksicht wie die Bauern. Ein großer Teil der Bäckerarbeit ist überflüssig, mag sein; unsre Zeitungsschreiberarbeit ist vielleicht noch überflüssiger. Wären wir, der Bäcker und unsre Wenigkeit, je mit einem Ritter- oder Bauer gute auf die Welt gekommen, so würden wir nicht backen und schreiben. Da wir aber nicht so glücklich sind, so backen und schreiben wir, so lange uns jemand unsre Ware abkauft. Daß wir nicht Gutsbesitzer sind, dafür können wir nicht, wir sind einmal auf der Welt und wollen leben.

Aber abgesehen von diesem Widerspruche, könnte die Kostenverminderung bei der Brotherstellung den Landwirten nur dann zu gute kommen, wenn sie das Getreide, außerdem auch noch das Müllerei- und Bäckereimonopol hätten. Andernfalls würden ihnen, wie ja auch am Schlusse des Artikels angedeutet wird, von Kapitalisten betriebene Großbäckereien Konkurrenz machen und den in Aussicht gestellten Vorteil wegschnappen. Wir haben gegen einen Versuch mit dem so erweiterten Antrag Niemand gar nichts einzuwenden, nur müssen sich die Landwirte die Folgen klar machen für die beiden Fälle, daß das Wagnis gelingt, oder daß es nicht gelingt. Im zweiten Falle wäre die Folge der allgemeine Bankrott, im ersten Falle würden die andern sieben Achtel des Volks (Schulz-Lupitz schätzt — wahrscheinlich viel zu hoch — die Zahl der Personen, die von höhern Getreidepreisen Vorteil haben würden, auf ein Achtel der Bevölkerung) ein gleiches, ihnen die Existenz sicherndes Privilegium haben wollen.

Daß die vermehrte Kaufkraft der Getreideproduzenten der Industrie zu gute kommen würde, ist ein Irrtum. Fallen die — sagen wir hundert Millionen Mark, um die die Brotherstellung verbilligt wird, den Landwirten zu, so werden sie dafür den Bäckern und Händlern entzogen; was die einen mehr kaufen, kaufen die andern weniger, und alles bleibt beim alten. Es ist sogar noch die Frage, ob die Landwirte überhaupt viel mehr kaufen und nicht lieber Geld sparen würden; schon jetzt klagen verständige Landwirte, daß die Bauern und namentlich die Bauerfrauen und Bauertöchter zu viel unnützen Plunder kaufen.

Daher ist auch die Hoffnung eitel, daß die im Bäckereigewerbe überflüssig zu machenden Leute in der Industrie untergebracht werden könnten. Der Grundsatz, daß alle Scheinarbeit möglichst beseitigt werden sollte, ist ebenso richtig wie der, daß die in jedem Augenblick mögliche Vermehrung der Güter auch wirklich vorgenommen werden sollte. Aber mit der Anwendung hapert es bei diesem zweiten schönen Satze nicht weniger als beim ersten. Nur nebenbei mag bemerkt werden, daß die Bäckerei keine Scheinarbeit, sondern sehr schwere, wirkliche Arbeit ist; unzweckmäßig organisiert mag sie sein, sodaß sie zu viel Kräfte verbraucht, aber Scheinarbeit ist sie nicht. Gegen die Scheinarbeit habe ich auch oft genug gesprochen, aber zugleich stets hinzugefügt, daß es im heutigen deutschen Reiche nicht möglich sei, alle ohne Ausnahme mit produktiver Arbeit zu versorgen. Alle mit Brot zu versorgen, auch wenn die Hälfte des Volkes müßig ginge, das wäre bei dem Grade der Produktivität, den heute die Arbeit erreicht hat, eine Kleinigkeit, der Augenschein lehrt's ja; aber alle mit Arbeit und mit einer Stellung in der Gesellschaft versorgen, das ist, wie ebenfalls der Augenschein lehrt, unmöglich. Aus-

wege aus dieser Notlage sind nur zwei denkbar: erstens die sozialistische Organisation der Arbeit, und zweitens Bodenvermehrung im Verhältnis zur wachsenden Volkszahl. Das zweite Mittel, das wir dem Sozialismus vorziehen, würde bewirken, daß der Boden trotz wachsender Bevölkerung nicht teurer würde, daß der Bevölkerungszuwachs in der Urproduktion untergebracht werden könnte, und daß die Landwirtschaft wieder mehr naturalwirtschaftlich als kapitalistisch betrieben werden könnte, indem der Gutsbesitzer weniger Hypothekenzinsen, also weniger Geld brauchte und mehr für den eignen Bedarf als für den Verkauf produzieren würde. Jede künstliche Erhöhung der Getreidepreise nützt nur den jetzigen Besitzern und stößt die nächste Generation desto tiefer hinein. Denn steigt der Ertrag, so steigt mit ihm zugleich der Bodenpreis, der nichts andres ist, als der kapitalisierte Ertrag. Kauft nun der nächste Besitzer, sei es der Sohn oder ein Fremder, mit geliehenem Gelde, so hat er den ganzen Ertrag als Hypothekenzins herauszuzahlen und muß, um für sich selbst etwas übrig zu behalten, eine neue Erhöhung der Getreidepreise erstreben. Das ist eine Schraube ohne Ende, oder würde eine sein, wenn sie nicht durch periodische Krachs von Zeit zu Zeit abgebrochen würde.

An den Thatfachenangaben, auf die sich der Verfasser stützt, würde, wenn man darauf eingehen wollte, manches zu bemängeln sein. So ist z. B. die Behauptung übertrieben, daß „das Steigen oder Fallen der Getreidepreise in den meisten Fällen keinen Einfluß auf den Preis der Backwaren“ hätte, und einen für alle Orte gleichen „gerechten Bäckergeinn,“ womit offenbar der Gewinn einschließlich der Betriebskosten gemeint ist, giebt es nicht. Der Bäcker an einem teuern Ort, der an Miete und Steuern zusammen tausend Thaler zu zahlen hat, muß aus derselben Menge Backwaren tausend Thaler mehr lösen als der kleinstädtische oder Dorfbäcker, der sein Geschäft im eignen, vom Vater ererbten Häuschen betreibt und anstatt Kommunalsteuern zu zahlen noch das Backholz aus dem Gemeindewalde umsonst bekommt.

Übrigens ist von dem Großmüller Till in Bruck a. d. Mur, der zuerst die Erweiterung des Getreidemonopols zum Brotmonopol vorgeschlagen hat, ein Plan für landwirtschaftliche Genossenschaften im Sinne des Verfassers an den preussischen Staatsrat eingereicht worden, der ihn dem Minister für Landwirtschaft überwiesen hat.

Eine brennende Frage. Daß hiermit nicht die soziale Frage, auch nicht der Antrag Kanitz, sondern der Petroleumpreis gemeint sei, wird dem Einsichtigen ohne weiteres einleuchten. Es war so schön gewesen, für sein Licht beinahe nichts zu bezahlen, und nun wird man zum Schaden seines Geldbeutels daran erinnert, daß das Petroleum kein Quellwasser ist, sondern ein Erzeugnis, das sich die Quellenbesitzer nach ihrem Ermessen bezahlen lassen. Das verehrte Publikum hat sich diese billigen Preise gern gefallen lassen, ohne zu bedenken, daß es damit an dem Garn spinnen half, in dem es gefangen werden sollte. Daß dieser billige Preis den heimischen Rapsbau ruinierte und die heimische Braunkohlenindustrie lahmlegte, war ihm ganz recht; nun ist das Publikum selbst der geschädigte Teil. Das Petroleum kostete zuletzt nur noch 9 Mark 80 Pfennige der Zentner; das ist ein Preis, der die Produktionskosten nicht deckt, und der künstlich gemacht worden war, um die Konkurrenten zum Verkauf zu zwingen, die nicht imstande waren, Millionen in das Geschäft hineinzustecken. Das ist nun allmählich sowohl in Pennsylvanien wie in Batum gelungen. Zuletzt blieben zwei Hände übrig. Nachdem sich diese beiden Hände verständnisinnig gefunden haben, ist der Ring

geschlossen, das Publikum sitzt in der Falle und darf nun den Herren Rockefeller und Rothschild nicht nur die ausgelegten Millionen zurückzahlen, sondern auch eine hohe Petroleumsteuer erlegen, gegen die die Kornzölle und Tabaksteuern nicht viel bedeuten. Die Sache kostet Deutschland bei einem Preise von 18 Mark jährlich 200 Millionen Mark, sagt man; ich bin nicht imstande, die Richtigkeit der Angabe zu prüfen.

Und unsere Volkstribunen, die nicht laut genug donnern konnten, wenn es sich um die Preise oder um den Schnaps des armen Mannes handelte, schweigen bescheidenlich. Warum? Es läßt sich aus der Sache kein politisches Kapital schlagen; man kann nicht die Regierung in Anklagezustand versetzen, oder seinem Zorn gegen die Schnapsjunker und Zuckerbarone Luft machen. Wenn jetzt Petroleumbarone zu herrschen anfangen, so ist das etwas ganz anderes. Die Gewinner sind ja die Herren Rockefeller und Rothschild, und der Kaufmann verdient an der teuren Ware mehr als an der billigen. Daß der arme Mann die Kosten zu zahlen hat, kommt nicht in Frage; der arme Mann kommt überhaupt nur als unzufriedener Wähler in Betracht.

Darüber, daß das Petroleum jetzt nicht mehr zu Schleuderpreisen verkauft wird, beklagen wir uns durchaus nicht. Wir sind nicht der Meinung, daß niedrige Preise unter allen Umständen eine Wohlthat seien. Niedrige Preise sind viel zu hoch, wenn ein Volk dabei vom Kapital lebt. Was eine Sache wert ist, mag auch dafür gezahlt werden. Aber daß so große Summen ins Ausland gehen, während zugleich unser Export zurückgeht, das ist bedenklich und noch viel bedenklicher würde es sein, wenn wir mit einem notwendigen Lebensbedürfnis in Abhängigkeit vom Auslande gerieten. Behalten wir mittlere Preise, so ist die Lage zwar nicht schön, aber doch erträglich; wie aber, wenn es den Herren Petroleumbaronen einfiel, den Preis nochmals zu verdoppeln? Die Antisemiten haben schleunigst eine Volksversammlung gehalten und gefordert, der Petroleumhandel müsse verstaatlicht werden. Dieser Beschluß zeigt uns eine Versammlung, die schreit, ohne gedacht zu haben. Soll Deutschland, wie England seinerzeit einen Opiumkrieg mit China geführt hat, einen Petroleumkrieg gegen Nordamerika oder Rußland führen? Oder soll der fremde Staat durch Zölle gezwungen werden — ja wozu? Er kann unmöglich seiner Industrie die Preise vorschreiben, für die sie ihre Erzeugnisse an das Ausland verkaufen soll. Oder glaubt Herr Liebermann, die Besitzer der Petroleumwerke würden sich einschüchtern lassen und billigere Preise bewilligen, wenn statt des Privatmannes der deutsche Staat als Käufer aufträte? Fiele ihnen gar nicht ein. Ja wenn es sich um eine inländische Industrie handelte, dann könnte der Staat wohl sein Gewicht geltend machen. Eine Verstaatlichung wäre nicht nötig, es wäre nur nötig, daß er sich als Konkurrent am Geschäft beteiligte, wie das schon bei der Kaliproduktion der Fall ist.

Was ist aber zu thun? Nun, man brennt kein Petroleum. Ehe das Petroleum aufkam, hatten wir das Solaröl, das die einheimische Braunkohlenindustrie erzeugt. Sobald der Preis des Petroleums die Höhe erreicht hat, bei der die Solarölfabrikation bestehen kann, wird diese von neuem eröffnet. Es ist keine schöne Vorstellung, zu diesem übelriechenden, mit rötlicher Flamme brennenden Öle zurückkehren zu sollen, aber was hilft es? Wer darauf angewiesen ist, billiges Licht zu brennen, muß sich die weniger gute Flamme gefallen lassen. Handelt es sich aber um helles Licht, so ist alle Aussicht vorhanden, daß uns zwei neue Erfindungen, die des Spiritusglühlichts und die des Acetylenlases aus der Verlegenheit helfen werden.

In seiner Petroleumrede hat Posadowski darauf hingewiesen, daß wir am Spiritus ein Brennmaterial haben, das geeignet sei, dem Petroleum Konkurrenz zu machen. Diese Bemerkung ist wohl vielfach überhört oder als Zukunftsmusik angesehen worden. Jetzt erfährt man, daß Graf Posadowski eine fertige Sache im Auge hatte, nämlich die Verbindung der Spiritusflamme mit dem beim Gaslicht eingeführten Glühkörper. Der Mangel der Steinkohlengasflamme bestand darin, daß diese Flamme zu wenig Leuchtstoff enthielt. Die Verbindung des Gases mit dem Sauerstoff giebt die Hitze, die Lichtwirkung entsteht dadurch, daß sich in diesem brennenden Gase Kohlentheilchen befinden, die in lebhafter Glühhitze geraten. Solcher Teilchen giebt es in der Gasflamme zu wenig. Man hat den Fehler gehoben, indem man in die Flamme den bekannten Glühkörper hängte. Dieser besteht aus einem Gewebe, das mit den Erden gewisser seltener Metalle getränkt ist. In die Flamme gebracht, verbrennen die Fäden, während das Skelett des Gewebes übrig bleibt. Dies gerät in der Flamme zu lebhafter Weißglut und giebt ein kräftiges, weißes Licht. Der Fortschritt nun, der neuerdings gemacht worden ist, besteht darin, daß man gelernt hat, den Glühkörper mit der Spiritusflamme zu verbinden. Hierzu ist nötig, daß der Spiritus, ehe er in den Brenner gelangt, vergast wird. Er wird aus seinem Behälter durch Döchte aufgesogen und in zwei Röhrchen geleitet, die oben bogenförmig zusammenführen. Unter dem Bogen brennt eine kleine Spiritusflamme, die den Spiritus innerhalb der Röhrchen erhitzt und in Gas verwandelt. Dieses Gas entweicht durch einen Bunsenbrenner und bringt, nachdem es angezündet ist, den Glühkörper zum Leuchten. Der Glühkörper wird neuerdings so eingerichtet, daß er in der schützenden Hülse des Glases bleibt, auch wenn der Cylinder gereinigt wird. Die Gefahr, daß der Glühkörper, der eigentlich nur eine zarte Schale von Gewebegestalt ist, berührt wird und zerbröckelt, ist damit vermindert, ein Fortschritt, der auch dem Spiritusglühlichte zu gute kommt. Immerhin bleibt der Glühkörper der wunde Punkt des neuen Lichtes. Er ist gar zu leicht verleglich, und das ist ein Übelstand, der hier noch mehr zu Tage tritt als beim Gasglühlichte. Denn bei diesem bleibt die Lampe an ihrer festen Stelle, die Spirituslampe aber wird auf den Tisch gestellt. Da genügt es schon, daß die Lampe derb hingesezt wird, um den Körper zu beschädigen, was dann jedesmal 1 Mark 50 Pfennige kostet. Hierbei treten dem Familienvater, der sich vorstellt, daß so zarte Geräte in die Häuser unserer Dienstmädchen gegeben werden sollen, finstere Ahnungen vor die Seele.

Ein Liter denaturirter Spiritus reicht für 12 Brennstunden aus; das macht für die Stunde 3,3 Pfennige. Das Licht ist aber heller als Petroleumlicht, nach der Lichtmenge berechnet würden auf die Stunde nur 2 Pfennige kommen. Aber darin ist kein Vorteil zu finden, wenn uns die Lichtstärke der Petroleumlampe genügt; ein Vorteil entsteht nur dann, wenn man der größeren Lichtstärke entsprechend die Zahl der Lampen verringern kann. Gasglühlicht verbraucht in der Stunde für 2,3 Pfennige Gas. Hierzu kommen noch die ziemlich hohen Einrichtungskosten, die sich für die Lampe auf 12 Mark 50 Pfennige belaufen. Die Kosten des neuen Lichtes sind also noch zu hoch, als daß es ernstlich dem Petroleum Konkurrenz machen könnte.

Vielleicht gelingt das dem Acetylgas besser. Das ist ein wirkliches Leuchtgas, das sich von dem der Gasanstalten dadurch unterscheidet, daß es reicher an Kohle ist, die beim Brennen mit lebhafter Lichtentwicklung glüht. Ein andrer und noch wichtigerer Vorzug ist der, daß man die ganze Gasfabrik in dem Fuße

der Lampe unterbringen kann. Man hat hier ein Gaslicht, das keiner Röhrenleitung bedarf. Das Acetylgas wird aus Calciumcarbid, das heißt aus einer Verbindung von Kalk und Kohle gewonnen. Diese Verbindung kommt in der Natur nicht vor; man wußte sie seit langem im Laboratorium herzustellen, aber der gewonnene Stoff war so teuer, daß an eine praktische Verwertung nicht zu denken war. Die neue Erfindung besteht nun darin, daß man gelernt hat, unter Einfluß starker elektrischer Ströme Kalk und Kohle zusammenzuschmelzen und in chemische Verbindung zu bringen. Das Calciumcarbid bildet harte Stäbchen, die gegen chemische Stoffe eine geringe Empfindlichkeit haben. Nur Wasser zerlegt die Verbindung sofort. Das Wasser zerfällt in seine Bestandteile und giebt den Sauerstoff an den Kalk und den Wasserstoff an die Kohle ab. Kohle und Wasserstoff bilden das Brenngas, und zwar ein Gas von solcher Reinheit, daß es einer weiteren Bearbeitung, wie es bei dem gewöhnlichen Gas der Fall ist, nicht bedarf. Die ganze Gasfabrik nimmt also die Gestalt eines Döbereinerschen Feuerzeugs an. Man erinnert sich wohl noch jener Gläser, in denen Wasserstoff entwickelt wurde, der sich mit Hilfe von Platinschwamm entzündete. Die Herstellung des Gases regelt sich nach dem Verbrauch. Ist das Calciumcarbid verbraucht, so wird ein neues Stück eingehängt, das Wasser erneuert, und die Lampe ist wieder in Ordnung.

Freilich ist auch hierbei noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Verbrennt man das Acetylgas unter Anwendung eines gewöhnlichen Gasbrenners, so entsteht eine stark rauchende Flamme. Mit heller und leuchtender Flamme brennt es nur dann, wenn Luft zugemischt worden ist. Im Laboratorium macht es nun keine Schwierigkeiten, die Luft zuzuführen. Man fängt das Gas unter einer Glocke auf und bläst die Luft ein. Im gewöhnlichen Leben aber ist eine solche Vorrichtung nicht anwendbar. Die Lampe muß sich selbstthätig mit Luft versehen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß eine Lösung dieser Schwierigkeit gefunden werden wird, wenn sie nicht schon gefunden ist.

Die Leuchtkraft des Acetylgases ist sehr bedeutend. Sie kann bis zu 140 Normalkerzen Stärke gebracht werden, stellt sich also neben die des elektrischen Lichtes. Freilich ist bis jetzt der Preis des Gases noch zu hoch; er beträgt für die Stunde 8 Pfennige. Man hat in Aussicht genommen, das Acetylgas dem gewöhnlichen heizumischen, also den Glühkörper sozusagen in gasförmiger Gestalt beizugeben. Es fragt sich aber doch, ob man auf diese Weise gegen den Muersehen Glühkörper wird aufkommen können. Auch würde man hierbei an die gegebne Gasleitung gebunden sein, und von dieser loszukommen, das ist ja die Aufgabe. Vielleicht erleben wir mit dem Calciumcarbid eine ähnliche Überraschung wie mit dem Aluminium. Der Preis dieses Metalls ist in kurzer Zeit von 600 auf 6 Franken heruntergegangen, nachdem die ungenützte Riesenkraft des Rheinfalls in Dienst genommen war, um die Elektrizität zur Herstellung des Aluminiums zu liefern. Das Aluminium, vor kurzem noch eine Kuriosität, ist zum viel begehrten Gebrauchsgegenstande geworden. Etwas ähnliches könnte mit dem Calciumcarbid geschehen, wenn ungenützte Wasserkräfte zur Fabrikation in Dienst genommen würden. Wir hören, daß sich eine Gesellschaft gebildet hat, zu der auch Siemens in Berlin gehört, die am Trollhättasfall eine Fabrik baut. Im übrigen herrscht tiefstes Stillschweigen. Alle Arbeiten und Versuche werden mit großer Heimlichkeit betrieben, was den Unternehmern wegen der lauernden Konkurrenz nicht zu verdenken ist. Aber wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn in kurzer Zeit das Acetylgas als ein neuer Lichtgeber in die Reihe der übrigen tritt.

Da wir gerade dabei sind, wollen wir gleich noch ein wenig Zukunftsmusik

anschließen. Auch das elektrische Licht ist noch nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt. Die Versuche Teslas scheinen ganz neue Bahnen zu eröffnen. Durch hochgespannte Wechselströme von mehreren hunderttausend Volt und einen millionenfachen Wechsel in der Sekunde können in luftleeren Räumen ohne alle Verbindung mit der Stromleitung die herrlichsten Lichterscheinungen hervorgerufen werden. Es wird mit derselben Arbeit 3000 mal mehr Licht erzeugt als in der bisherigen Weise; und zwar geht dabei nur eine ganz unbedeutende Menge Kraft, die sich in Wärme umsetzt, verloren, während bei der bisherigen Weise der größte Teil der Kraft zur Wärmeerzeugung verbraucht wird. Man kommt also, wenn es sich um Lichterzeugung handelt, mit einer viel geringern Menge Arbeitsleistung aus, was gleichbedeutend ist mit einer geringern Menge von Kosten. Man kann sich das Zukunftsbild so denken: Einige Windungen isolierten Kupferdrahtes werden in der Wand um das Zimmer herumgeführt. Dadurch entsteht ein magnetisches Feld. In diesem Feld wird jede luftleere Glaskugel zur elektrischen Lampe, die nur verlischt, wenn sie aus der magnetischen Ebene entfernt wird. Und wie wird es den Menschen ergehen, die unter diesem magnetischen Feld zu leben haben werden? Werden sie eine Berrüttung ihres Nervensystems erfahren? oder sollte auf diesem Wege ein Heilmittel gegen die Nervosität gefunden werden können?

Inzwischen ist der Petroleumpreis unerwartet wieder gefallen. Es würde aber falsch sein, anzunehmen, daß die Petroleumfrage damit aufgehört habe, eine brennende zu sein. Vielleicht haben die Petroleumkönige für den Sommer, wo der Verkauf gering ist, nachgegeben, vielleicht wollen sie auch das Publikum allmählich an die höhern Preise gewöhnen. Wir müssen abwarten, was ihnen im nächsten Herbst beliebt wird.

Eine neue Industrie. Die „internationale“ Adressenverlagsanstalt von C. F. Serbe in Leipzig versendet an die hochwohlwollenden Pfarrämter ein Rundschreiben, worin sie ihre Adressen zu Versendung von Bittgesuchen empfiehlt. Sie sagt in ihrem schönen Geschäftsdeutsch: „Meist werden diese Kollekten durch Insertion in Tageblättern oder durch Vorlegen von Subskriptionslisten ausgeführt; wobei doch meist nur geringe Erfolge erzielt werden. Es ist wiederholt der Wunsch geäußert worden, Adressenzusammenstellungen zu haben, mittelst welcher man recht bequem Bittgesuche an wohlhabende und leistungsfähige Kreise direkt per Post gelangen lassen kann. Sind auch die Portokosten für solche »direkte« Kollekten mit in Rechnung zu ziehen, so ist der Erfolg doch stets ein ungemein größerer und manches günstige Resultat wurde mit unsern sauber geschriebenen »Klebeadressen«, welchen die richtige Titulatur beigelegt ist (Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, Excellenz u. s. w.), schon erzielt. Die Wirksamkeit solcher Massenkollekten wird noch bedeutend erhöht durch die originelle Anbringung unsrer »Klebeadressen«, die ein aufmerksames Betrachten und Beachten der ganzen Sendung von seiten des Empfängers bedingt.“ Dann folgen die Zahlen der Adressen: Adel, freiherrliche und gräfliche Häuser u. s. w.: circa 21 800 in Deutschland, 12 500 in Preußen, 2700 in Brandenburg u. s. w. Wohlhabende und feinste Damen: circa 43 700 in Deutschland, 27 500 in Preußen, 3500 in Brandenburg u. s. w. Freifrauen, Baroneffen, Gräfinnen und Fürstinnen: 3900 in Deutschland, 780 in Norwegen, 380 in Rußland. Damen katholischen Adels: 2800, Ärzte: 20 000, Rentiers: 47 300, evangelische Pfarrämter: 15 000, katholische Pfarrämter: 12 100, ferner Volksschullehrer, Klöster, Apotheken, Vereine und Bierbrauereien.

Da hätten wir ja eine Art von Organisation der Bettelei und einen richtigen Grenzboten II 1895

Geschäftsbetrieb. Es muß einen erhebenden Eindruck auf die wohlthätige Menschheit machen, auf diese Weise als Ware aufgeführt zu werden; die natürliche Folge davon kann nur die sein, daß alle jene Gesuche wie Cigarrenanpreisungen behandelt werden.

Wir haben das Vertrauen zu dem Schickslichkeitsgefühl der Pfarrer und der Kirchengemeindevorstände, daß sie sich auf Herrn Serbes „feines Geschäft“ nicht einlassen werden. Der gute Wille und die offene Hand von Leuten, die sich ihren wohlthätigen Sinn noch bewahrt haben, darf nicht geschäftlich ausgebeutet und mißbraucht werden.

Für Examinatoren. Wer sich um das Leben an unsern Hochschulen kümmert, der wird wissen, eine wie seltne Pflanze die Kunst ist, gut zu prüfen. Als Vorbild könnte dienen, was Viktor von Unruh in seinen kürzlich erschienenen Erinnerungen über die Art und Weise des genialen Schinkel erzählt: „Zunächst ging er meine als Probearbeiten ausgearbeiteten Bauentwürfe speziell durch und forschte augenscheinlich darnach, ob ich mir etwa habe helfen lassen oder selbst gut orientirt sei; gesprächsweise veranlaßte er mich, meine Motive bei den einzelnen Anordnungen zu entwickeln, und flocht dabei sehr interessante, lehrreiche Bemerkungen ein. . . . Das Bewußtsein: jetzt wirst du examinirt, und die Befangenheit schwand in der ersten halben Stunde. Die Prüfung verwandelte sich in eine lehrreiche Konversation. Ich bedauerte wirklich, als Schinkel aufstand und das Examen für beendet erklärte.“



Litteratur

Die eigenhändigen Briefe König Karls XII. Gesammelt und herausgegeben von Professor Dr. Ernst Carlson. Autorisirte deutsche Übersetzung von F. Mevius. Berlin, Georg Reimer, 1894

Diese lebendigen Zeugnisse einer der räthselvollen Persönlichkeiten, die das Weltgeschick auf Throne zu setzen liebt, wie um zu beweisen, daß der Mensch den König mache und nicht umgekehrt, werden nicht bloß beim sachmäßigen Historiker Neugier und Interesse wachrufen. Beim flüchtigen Durchblättern wird sich der gekrönte Starrkopf zwar auch hier nur so darstellen, wie man ihn aus der Geschichte kennt. Es ist nichts aus ihm herauszubringen. Er setzt Entschließungen, Thaten und Erfolge nur so hin, als wären sie die Ergebnisse einer objektiven, elementaren Macht, einer Naturkraft im exakten Sinne, und nicht die organischen Früchte eines leidenschaftlichen, in Haß und Liebe ins Maßlose treibenden, lebendigen Menschenherzens. Selbst da, wo er persönlichen und persönlichsten Fragen nicht ausweichen kann, versteckt er sich unwillkürlich, sogar im Scherz, hinter „absolute Nothwendigkeiten,“ gleich als wäre nicht er selbst ihr alleiniger, sehr subjektiver Urheber. So erklärt er der unablässig darauf zurückkommenden Schwester sein bekanntes ablehnendes Verhalten gegen das weibliche Geschlecht: „Einer Mariage suchen wir alle, die wir hier bei der Armee sind, zu entgehen. Denn das ist bei der ganzen Armee verboten (!), sowohl zur Zeit als sie in Polen war, als auch